

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstr. 57.

Halle a. S., Mittwoch 4. September 1895.

Verleger: G. Reichenow, Berlin, Friedrichstr. 2.

Telegramme.

Breslau, 4. September. Die Gesamtzahl der durch die gestrige Granate Verwundeten beträgt 13. Dem Vortruppführer...

Es ist, als wenn das Schicksal dem Fürsten jede Gemüthung aufspart, die es nur giebt. Jetzt kehrt Kaiser Wilhelm auch...

halt und Ansehen erlangen, so darf in der That keine Zeit mehr verloren werden. Das weiß nach dem Kaiser wohl Niemand...

Preßstimmen.

Die Kreuzzeitung schreibt: „Aber erhalten will, uns abweisen. Die Kraft zur Abwehr...

Wochmals die Kaiserermahnung.

Dem ganzen Volk aus der Seele gesprochen, mit selbstverständlicher Ausnahme der Elemente, welche der Monarchie...

Den äußeren Feind überwand unser Volk in jenen glorreichen Tagen, deren Angedenken wir voll idealer Begeisterung...

Die „Post“ äußert sich: Die sofortige Verurtheilung der Sozialdemokratie, wie die früheren Worte des Kaisers...

Der Hut.

(Aus dem Russischen.)

Ich bin verheiratet. Es ist noch nicht lange her, seit ich es bin, und ich habe mich verheiratet aus einem sonderbaren...

Nein, man wird nicht tanzen. Durch den Saal geht ein hörbares Klüffern: „Muffelstich! ... unwillkürlich literarischer Abend.“...

man unniqng sie, schart Kräfte, offenbar sagt man die Komplimente. Anstatt des Fräuleins erhebt sich neben dem Hügel ein Tisch...

Es war am Fingerringmoment. Ich kämpfe um mich zurückzuhalten, wage es nicht, irgend Jemand anzusehen. Ich fürchte, es könne da, gleich neben mir, ein naher Bekannter...

Ich habe ihn auf die kleine Säule in der Ecke des Saales gelegt, gerade davor, gegenüber, wo ich jetzt stehe. Jetzt erinnere ich mich daran und sehe nach, wie ich wohl dahin gelangen konnte...



[Nachdruck verboten.]

Irrwege.

18) Original-Noman von H. Erlin.

Räthe ſaß noch immer ſchweigend da, mit in den Schooß gefalteten Händen und mit geiſterbleichen Zügen. So ſchnell wie ſie gekommen, flogen alle ihre ſonnigen Zukunftshoffnungen auch wieder fort in die weite Ferne und nichts als die graue, eintönige Wirklichkeit blieb zurück. Eine heiße Thräne rollte von ihren Wimpern und neigte die Hand Edgar's die auf der ihrigen ruhte.

„Du weinſt, Käthchen? Daß ich Dir dieſe Thräne lohnen könnte! Wißt Du ein Leben, wie ich's Dir ſchilderte, mit mir ertragen können, Käthe?“ Edgar hatte ſich ihr ſo nahe zugebeugt, daß ſein heißer Odem ihre Wangen ſtreifte, und während ſeine beſorgten, ſiehenden Blicke an den ihren hingen, fühlte ſie, daß es ihr unmöglich wäre, jezt ihr Jawort von ihm zurückzufordern. Wie unendlich edel dachte er doch, als ſie! Während ſie zögerte, ihm die Liebe und Treue, die ſie ihm geſchworen, zu bewahren, hatte er ihrewegenen Namen, Reichthum, Heimat und die Seinen aufgegeben! Beſchämt ſchlang Käthe ihren Arm um Edgar's Nacken und ſüßte innig: „Vertraue mir! Was auch kommen mag, ich bleibe treu!“

„Mein Alles, mein Leben!“

Der Mond allein, der bleiche Kosen in Käthe's blonde Locken ſocht, war Zeuge des das neue Bündniß der Liebenden beſiegelnden innigen Kuſſes.

Nachdem Frau Berkow erfahren hatte, was für eine Zukunft ihrer Tochter winkte, wenn ſie jezt ihrem Bräutigam treu blieb, war ſie merklich niedergedrückt und verſtimmt geworden. Wenn ſie auch Käthe nicht ernſtlich zu beeinflussen ſuchte, ihr vertrauliches freudliches Benehmen gegen Edgar von Salten zu ändern, ſo ſprach ſie ſich doch nunmehr entſchieden gegen eine öffentliche Verlobung des jungen Paares aus. Vor Allem müſſe ſich der junge Mann erſt um eine ſichere Stellung bemühen, meinte ſie, ehe er an Verlobung und dergleichen denken dürfe. Oder er ſolle es noch einmal verſuchen, ſeinen Vater verjöhnlich zu stimmen, denn man könnte doch nicht von ihr verlangen, daß ſie ihr Kind einer unſicheren Exiſtenz und Zukunft preisgeben ſollte. Edgar von Salten konnte der Frau nicht ganz Unrecht geben; war es doch nicht mehr die glänzende Partie, die ſie ſich im mütterlichen Stolze für ihr hübsches Töchterchen gewünscht haben mochte. Käthe fragte ihren Bräutigam jezt oft: „Sag, was wiſt Du nun eigentlich anfangen, was wiſt Du werden?“ Da hatte ihr einmal halbſcherzend geantwortet: „Nach Amerika gehen, dort reich werden, drüben in dem freien ſchönen Lande mein Glück verſuchen — das wäre das Beſte!“

Wider ſein Erwarten hatte Käthe dieſe Antwort jezt ernſt aufgefaßt. „Da haſt Du Recht,“ hatte ſie haſtig erwidert, „in Amerika werden ſo viele Menſchen reich, warum ſollteſt Du dort nicht auch etwas erreichen?“

Seit jenem Tage verfolgte ihn der Gedanke nach Amerika auszuwandern, Tag und Nacht. Er hatte etwas Kenntniß von der Landwirthſchaft; die würde er drüben anzuwenden ſuchen. Zweitens war er mit dem Konſul von Mexiko, den er vor zwei Jahren bei ſeinem Vater kennen gelernt hatte, befreundet und durfte wohl auf des Herren Protektion hoffen. Nun, und abgesehen von dem Allen, arbeitete es ſich doch wohl fremd im fremden Lande unter einfachem Namen leichter, als daheim im zerriffenen aristoſokratiſchen Mittel, wo falſcher Stolz und kindiſche Scham jezt oft, trotz muthigſten Kämpfens, die Kraft lähmen könnten. In zwei bis drei Jahren vielleicht könnte er es in Amerika mit großem Fleiße und etwas Glück ſo weit gebracht haben, um Käthchen, die ihm gewiß treu blieb, als ſeine Frau nachkommen zu laſſen. So kam es, daß Edgar nach langem Hin- und Herwägen endgiltig den Entſchluß faßte, im fremden Lande, auf dem Schlachtfelde der Arbeit kämpfend, die Braut und mit ihr das Glück zu erobern. Als er Käthe gegenüber ſeine

Abſicht äußerte, ging ſie bereitwillig, mit neuem Muth und neuer Hoffnung auf ſeine Pläne ein.

„Wie romantiſch, wie außergewöhnlich, Edgar, einen Bräutigam in fernem Amerika zu haben,“ rief ſie ſtürmiſch, als er ihr auseinanderſetzte, warum es beſſer wäre, wenn er im Auslande ein neues Leben anfänge. „Nicht wahr, wenn Du drüben biſt, ſchickſt Du mir viele Briefe, Blumen und bunte Vögel, ja? Wie herrlich!“ Sie klatschte in kindiſcher Freude mit den Händen.

„Wißt Du mir auch treu bleiben, Käthchen, wenn ich nun auf Jahre hinaus von Dir getrennt bin? Wißt Du mir auch nachfolgen, wenn ich Dich zu mir rufe?“ fragte er ſie, als er endgiltig überlegt hatte, wann und wohin er reiſen wollte.

Darauf ſah ſie ihn ernſt, mit einem ehrlich erſtaunten Blicke in die Augen und entgegnete: „Wie ſollte ich denn anders können, Edgar? Gehſt Du nicht meinetwegen in das fremde Land? Gehſt Du nicht meinetwegen all' den unbekanntem Gefahren entgegen? Und da ſollte ich Dich vergeſſen? Ich könnte ja nicht wieder ruhig werden, wenn ich's thäte — ich könnte ja nicht leben, Edgar, denn jeder Schweißtropfen, der Dir in ſchwerer Arbeit von der Stirne rinnt, müßte ja zeitweilen wie glühendes Feuer auf meiner Seele brennen!“

„Käthchen, iſt das Dein Ernſt? Nun darf ich Dir vertrauen!“

Edgar fühlte ſich von den Worten ſeiner Braut neu er-muthigt und von friſchen Hoffnungen beſeelt.

In den nächſten Tagen müßte allerdings ſchon mit den Reiſevorbereitungen begonnen werden, denn das nächſte Schiff das von Hamburg aus nach Verekrus fuhr, ging bereits Mitte Juli und jezt ſchrieb man die letzten Tage des Juni. Seine Familie benachrichtigte Edgar von Salten ebenſalls von ſeiner Abſicht, nach Amerika auszuwandern zu wollen, ohne ſie jedoch um irgendwelche Unterſtützung zu bitten. Doch die Tage vergingen und es traf keine Antwort auf ſeinen Brief ein. Die Seinen waren eben für ihn geſtorben.

Der Tag, an welchem Edgar von Salten ſeine Heimath verlaſſen ſollte, kam immer näher heran und je näher er bevorſtand, um ſo verzagter und niedergeschlagener wurde Käthe. Sie nahm doch eine große Verantwortung auf ſich, wenn ſie es zu-gab, daß ein Mann ihrewegenen in's gewiſſe Glend ging. Würde er aber dereinz durch ihren Beſitz wahrhaft für die Jahre der Noth und der Entbehrung, die er vorher hatte durchſtehen müſſen, entſchädigt werden? Und würde ſie ſelbſt ein Leben in Armuth ertragen können, wo ſie ſich ſo verlangend nach Sonnenschein und Glanz ſehnte? Dieſe Fragen beſchäftigten ſie häufig, ohne daß ſie es vermocht hätte, ſich Antwort darauf zu geben. Wenn ſie aber daran dachte, daß Edgar von Salten, als er um ſie freite, unermäßig reich war und daß er jezt nicht mehr als die Mittel zur Ueberfahrt nach Amerika beſaß, ſo krampfte ſich ihr das Herz vor Zorn und Empörung zuſammen.

Auch heute murkte ſie, von mißmuthiger Stimmung geplagt, wieder über ihr unglückliches Geſchick. Vielleicht hatte das Wetter daran Schuld, das heute Berlin in einen trüben, feuchten Dunſtmantel hüllte. Der Himmel ſah dunkel und unheilverkündend aus; ein heftiger Wind fuhr um das Haus und drang durch Fugen und Ritzen in die Zimmer, daß die Fenſtergardinen wehten. Käthe froſtete es und ſie begab ſich nach ihrem eigenen Stübchen, um ungeteilt zu ſein. Kaum war ſie eingetreten, als ihr ein erneuter Windstoß die Thür aus der Hand riß, daß ſie trachend ins Schloß fiel; gleich darauf rollte in der Ferne dumpf der Donner. Käthe ſchauerte zuſammen und warf ſich auf ihr Bett nieder, verbarg den Kopf in die Hände, um nichts zu ſehen und zu hören; aber die Gedanken arbeiteten unermüdlich weiter. Morgen, morgen war der gefürchtete Tag — morgen verließ er ſie, auf lange Zeit vielleicht, — wer wußte es, vielleicht auf immer! Wenn nur erſt der Abſchied vorüber wäre! Wie bangte ihr vor der ſchwerſten Stunde ihres Lebens! Schickte ſie ihn nicht in die fremde Welt hinaus, hatte ſie ihn nicht auf dem Gewiſſen, wenn er im Kampfe ums Daſein unter

Himmel
 Regen
 als gelbes
 mitter die
 Konvention d
 eine solche
 hies weiter
 nicht heran
 getreten zu
 rensichten
 walden,
 hundertfüß
 4000. Meile
 kongen sich
 de Konventio
 des Kapitals
 rdungen b
 wongunge
 einer Kompf
 von da ab
 hällige Plö
 Es bed
 Staatsläut
 und die
 großen Ver
 löne an K
 des Zinsfa
 fruchtigun
 auf einen
 heilung
 eine dunt
 vertritt in
 von Kapiti
 durch theil
 dieser Ver
 Konvention
 finden könn
 welche gefe
 wie Stifftu
 alle diejen
 als die
 können, ob
 die Anlage
 daß die

fremdem Himmel sein Leben lassen mußte? Es war entsetzlich!
 Mühte sie nur nicht immer daran denken! Jäh sprang sie auf;
 der Kopf brannte ihr und die Pulse hämmerten wie im Fieber.
 Was plagten sie für schauerliche Phantasien?

„Ich glaube, ich bin krank,“ murmelte sie. „Wie drückend
 die Temperatur aber auch hier drinnen im Zimmer ist — ich
 muß in die frische Luft hinaus.“

Hastig griff sie nach ihrem Strohhute und dem Regenmantel
 während es Weinerlich und trozig um ihre Mundwinkel zuckte.
 „Warum habe ich es nur so schlecht, warum muß ich gerade
 einen Träutigan haben, der arm ist — und ich hatte mich doch
 schon so auf ein glückliches Leben mit ihm gefreut!“ grollte sie.
 „Bah, ich nehm' einen Andern!“

Doch — das ging ja nicht mehr!

Käthe, schon im Hinausgehen begriffen, blieb einen Augen-
 blick, über ihre eigenen Gedanken verwirrt und beschämt, stehen.
 Einige Minuten später befand sie sich draußen und eilte, ohne
 recht zu wissen wohin, die Straßen entlang. Der Wind zerte
 und riß an ihrem Mantel, der aufgewirbelte Straßensaub flog
 ihr in die Augen, aber sie achtete nicht darauf, sondern hastete
 weiter.

Inzwischen nahm das Unwetter fortwährend zu, bis es in
 seiner ganzen Heftigkeit losbrach. Der Donner rollte, Blitze
 zuckten, der Wind jagte die dunkeln Wolken am Himmel, ver-
 einzelt fielen große Regentropfen hernieder.

Käthe fing jetzt an sich zu beängstigen und bereute, von
 Hause weggegangen zu sein. Wo befand sie sich den eigent-
 lich? In ihrer Hast und Aufregung hatte sie garnicht bemerkt,
 wie weit sie schon gegangen war, und heftiger Schreck durch-
 zuckte sie, als sie jetzt einsehen mußte, daß es bei dem Wetter
 unmöglich war, umzukehren; sie sah sich gezwungen, irgendwo
 Schutz zu suchen, um nicht vom Stürme ungerissen zu werden.
 Den Hut hatte sie schon vom Kopfe genommen, damit er nicht
 naß würde, die ungefehlten Locken flogen nunmehr wirr über
 ihr schönes Gesicht. Prasselnd, in immer größeren Massen schlug
 indessen der Regen hernieder, und als ein greller Blitz die Gegend
 ringsum gelblich färbte, schrie Käthe leicht auf, öffnete schnell
 die erste beste Hausthür und kauerte sich fröstelnd in eine Ecke
 des Hausflurs nieder, um den Regen und das entsetzliche Blitzen
 abzuwarten. Eine ganze Weile verharrte sie schon an ihrem
 Plage, als hinter ihr auf der Treppe Schritte hörbar wurden,
 sie fuhr in die Höhe und blickte sich schüchtern um.

Ein großer, vornehm aussehender Herr, dessen Gang und
 Haltung ihr bekannt waren, kam von oben herunter. Darfte sie
 ihren Augen trauen? Wie kam Winolf Jaffee hierher? Eine
 tiefe Schamröthe überflog Käthe's Wangen. Wenn er sie hier

erblickte, was sollte er von der Braut Edgar von Salten's
 denken? Sie senkte den Kopf tief hernieder, damit er sie nicht
 zu erkennen vermöchte. Aber er erkannte sie dennoch auf den
 ersten Blick, und ein erstaunter Ausdruck, der bald einem
 triumphirenden Leuchten wich, glitt über seine Züge.

„Sehe ich recht, Fräulein Berkow? redete er das junge
 Mädchen höflich an.

„Ja, Ja, ich bin's — weils so regnete, wollte ich hier
 Schutz suchen,“ stammelte Käthe und drückte ihren Hut wieder
 auf das wirre Haar.

„Und dabei geriethen Sie zufällig unter das Dach, unter
 dem zu wohnen ich die Ehre habe? Das ist seltsam, mein
 Fräulein!“ Ein Lächeln zitterte um seine Mundwinkel, während
 er prüfend die junge Braut betrachtete.

„Sie wohnen hier? In der That, das wußte ich nicht. Ich
 glaube auch, der Regen hat nun aufgehört, und ich kann gehen.“
 Käthe öffnete die Hausthür und blickte prüfend hinaus. Aber
 sogleich fuhr sie wieder zurück, denn kalte Regenmassen schlugen
 ihr ins Gesicht. Es goß wie mit Mulden vom Himmel.

„So müssen Sie schon bleiben, Fräulein Käthchen, aber nicht
 hier im Hausflur. Sie zittern ja vor Frost — kommen Sie mit
 hinauf!“

„Aber, Herr Jaffé, wie könnte ich —“ Käthe blickte erstaunt
 und beleidigt den jungen Maler an.

„Nun, natürlich nicht zu mir sollen Sie kommen, mein
 Fräulein, sondern ich werde sie unserer Haushälterin vorstellen.
 Die Frau ist sehr freundlich und wird Ihnen in ihrem eigenen
 Zimmer Schutz gewähren; übrigens ist ja auch mein väterlicher
 Freund und Gönner, Mister Harry Glover, oben. Der alte Herr hat
 es schon oft gewünscht, Sie kennen zu lernen!“

Käthe zögerte noch immer.

„Kommen Sie, Käthchen!“ hat er nochmals.

Bei dem weichen, bewegten Klange seiner Stimme überkam
 das junge Mädchen ein beruhigendes Gefühl und nur noch schwach
 widerstrebend, sagte sie: „Ich dachte, Sie wollten ausgehen, Herr
 Jaffé.“

„Nun ja, das thu' ich vielleicht noch. Aber erst werde ich
 Sie hinausgeleiten, mein Fräulein. Kommen Sie, bitte!“

Sie folgte ihm schweigend, als er die breite, deckenbelegte
 Treppe, die zu seiner Wohnung führte, voranschritt; auch er sprach
 kein Wort mehr.

Käthe hätte vielleicht der Bitte Winolf Jaffé's, trotz seines
 Zuredens, nicht Folge geleistet, aber sie fror nicht nur entsetzlich,
 sondern heftige Schwindelanfälle ängstigten sie und in ihren
 Gliedern fühlte sie eine seltsame Schwere.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstmoden.

Bei jedem Saisonwechsel werden wir, wenn es gilt, Neu-
 anschaftungen zu machen, an die Vergänglichkeit alles Irdischen
 gemahnt; wiewohl uns dieses memento im Allgemeinen stets
 traurig zu stimmen pflegt, scheint die Vergänglichkeit der Moden
 eher anregend auf unsere Stimmung zu wirken; gilt es ja,
 wenn das Alte passé, Neues, Schöneres zu wählen, eine Be-
 schäftigung, der sich unsere Damen oft mit wahrer Leidenschaft
 hingeben. Ein Blick in die jetzt wolaffortirten Modegeschäfte
 lehrt uns, daß die Fabrikanten und Konfektionäre das Ihrige
 gethan, um den neuheitslüsternen Schönen eine Augenweide
 eigener Art zu bereiten. Da sind neue Brocatgewebe, deren
 Fond in der bekannten Changeantmode à la Roi Fuller in drei
 und vier Farben hergestellt ist, Damasses, mit en relief gewebten
 sammtartigen Bouquets brochirt, Chinos in verschommenen
 Farbönen, schwere Gros de Naples mit angewebten Sammt-
 galons, geblumte schwarze Taffetas mit fingerbreiten Atlas-
 streifen durchwirkt, schwarze Poultz de soie mit stechnadelkopf-
 großen weißen Sammt-Effekten gemustert, Londoner Sammt
 in den neuen Nuancen: Carmoisin, Terakotta, Rosibraun, Paon
 (Blau mit Smaragdgrün durchschossen), Malvenlila, Magenta.

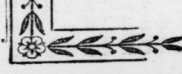
In Wollwaaren sind auffallend viel schwarzweiß gemusterte
 Stoffe am Lager, schwarze Ternos mit angewebten weißen
 Angoraborten, stumpe und glänzende Tucharten mit weißen,
 punttgroßen Koppes oder hochstehenden, seidenartig schillernden
 Härchen durchwirkt, reizende Carreau-Gewebe, schwarz der Serge-
 Fond, das Carreau damenbrettartig mit fischbeinbreiten, weißen
 körpertreifen gemustert. Man wird allem Anschein nach viel
 Tuch-Kanynarn, Kniederbocker-Stoffe mit angewebten, stark ge-
 raubten Nordüren verarbeiten, stumpe Seidenstoffe, seidener
 Sammt mit Blumen und Schlangemustern desiniert zc.

Für die Gesellschaftstoilette sollen Kleider mit drei Viertel
 hohen Taillen in Aufnahme kommen; die Taillen bedecken die
 Schulter bis zur Hälfte, sind vorn und rückwärts en pointe ein-
 geschnitten, mit gesticktem Goldgurt oder breiter Chineschärpe ab-
 begrenzt. Nur für Hof- und Balltoiletten soll der runde Aus-
 schnitt gelten, den eine in Schrägalten gelegte Brustdraperie
 umgibt. Die Röcke werden durchwegs steif gearbeitet, die Schlep-
 pen aber weich gehalten, theils mit wattirtem Atlas gefüttert
 theils mit schwerem Gros de Naples, dem unten statt der Wale-
 geuse eine Goldschnur angereicht wird. Gar mannigfach ist die
 Ausstattung der zumeist in Zwickelform geschnittenen Schlep röcke;
 die eleganteren sind mit 4-6 gestickten Galons besetzt, vorn
 schürzenartig garnirt, mit Spitzeneinsätzen, die eine farbige Seiden-
 unterlage hervortreten lassen, gemustert, — die einfacheren sind nur
 unten mit einer aus Double-Face-Band gefertigten Rüsche um-
 randet, oder mit handbreitem, schrägem Sammtstreif eingefaßt.
 Runde Gehröcke werden zumeist aus doppelbreitem Wollstoff in
 Radform geschnitten; der Rock ist oben faltenlos, hat nur rück-
 wärts eine gerade Naht, strahlt da ditenförmig aus; sei wärts
 werden große Taschen mit Batten aufgesetzt, eine sehr praktische
 Neuerung, die das lästige Suchen nach der rückwärts angebrachter
 Taschenöffnung unnöthig macht. — Elegantere Röcke, halb auf-
 stehend, bis in Kniehöhe mit abgestuften Sammtbänder n besetzt
 sieht man vielfach mit schwarzen Sammttaillen geeint; die Aermel
 sind dann vom Stoff des Rockes gefertigt, wie dieser mit travers
 gesetzten Sammtbändern besetzt.

Als interessante Neuheit gelten die Sportkleider mit leberge-
 füttertem Rock, der nach Fischerfrauen Art aufgenommen werden
 kann. Da die Unterröcke sich für jegliche Art des Sport lästig
 erweisen, werden statt derselben zu derartigen Sportkleidern
 Plumphosen getragen, die, vom Stoff des Kleides gefertigt, mit
 weißem Flanel oder Surrah in Kniehöhe mit schwarzen Sammt-



von Kaputt
durch die
dieser Ver
Konvention
finden föh
wie Effitu
alle dieje
als die
Können, od
die Analoge
dass die
über sein
nicht wer
Wichtigere
vollständig
Konstruie
Ausloft i
die die
Die ver
1877-18



Sacken's
sie nicht
auf den
einem
s junge
ich hier
wieder
h, unter
n, mein
während
cht. Ich
gehen."
Aber
schlugen
ber nicht
Sie mit
erstaunt
me
vorstellen.
eigenen
sterlicher
Herr hat
überkam
schwach
en, Herr
werde ich
enbelegte
er sprach
g seines
ntfänglich,
in ihren

banbeaux geschloffen sind. Damen, die per Bicycleto fahren, tragen über den Plumphosen plissirte Röcke, ruffische Bloufen, bis zum Knie reichende Stoffgamachen in der Farbe des Kleides. Der Rock ist so eingerichtet, daß er beim Verlassen des Bicycle schnell verlängert werden kann, indem man die oben angebrachtenösen abknöpft.

In London ist es Fashion, die wieder einmal modernen blau-grün carrirten Kaschmirkleider sehr lang zu tragen, die Rückbahnen entweder in der Hand, oder durch einen Schlepp-Bagen gerafft, und zwar derart, daß der 30 Ctm. hohe Lackstiefel bis oben hin sichtbar wird; von einem Unterrock keine Spur. Greift diese Mode durch, so dürfte die jetzt überraschend schnell in Kurs gekommene Jupon-Industrie empfindlichen Schaden erleiden. Die Plumphosen, oder wie es in England heißt, die devided skirts (getheilten Röcke) sind nicht Jedermanns Geschmack; sie mögen sehr praktisch sein, das Gehen, Reiten, Springen, allerhand Sportübungen erleichtern, aber eine elegante Toilette bedarf nach unseren Modebegriffen des ungefähr eben so langen und weiten, den Faltenwurf stützenden Jupons, dessen man hier zu Lande — einflüweilen noch nicht entratthen zu können glaubt. — Derartig extravagante Moden, wie einfach sie auch sind, lassen die Trägerin leicht als emancipirt erscheinen.

Sehr chic und decent sind dagegen die aus zweierlei Tuch gefertigten, fußfreien Volantkleider mit anliegenden Jaquets, deren Schöße zirkelförmig weit geschnitten sind; die Achsel deckt eine längere Schulterpellerine, die, wie der Rock mit schmalen Volants bis an den Hals befestigt, vorn kreuzweis drapirt ist. Der gehrechte Rock braucht nicht gehoben zu werden, läßt weder Ledertulpe noch Jupon sehen, ist unten mit einem Aufstoßsaum aus spiralartig gewundenem Drahte, der sich trefflich bewährt und dauerhafter als Vorten und Doppelschnüre ist, abgegrenzt. Man wählt für diese Roben Stoff in zwei absteigenden Nuancen, fertigt aus der dunkleren die Volants, aus der lichtereren den fingerbreiten schräg geschnittenen Einsatz zu denselben, der als Besatz gilt.

Die sonst monotonen schwarzseidenen Roben, die nun bald ein Jahrzehnt lang trotz allen Modewechsels mit Jet- oder Sammt-aufputz begnügen mußten, werden heuer sehr effectvoll mit weißen Sammtrollchen garnirt; auch schwarze Sammt-Rouleaux mit schwarzer Chenille umwunden gelten für diese Kleider als letzte Mode. Recht effectvoll sind die schwarzen Sammt-Applikations auf weißem Grunde, die gern zur Modernisirung jähriger schwarzer Seidenkleider verwendet werden. Man erzählt sich, daß Erzkaiserin Eugenie, die einst tonangebendste Modedame der Welt, die seit dem Tode ihres Sohnes nur Schwarz trage, diese Mode „Schwarz-Weiß“ in Kurs gebracht. Sie hat, der schwarzen Roben überdrüssig, in verschiedenen Pariser Salons Roben fertigen lassen, die laut Angabe „pas noir, mais non coloré“ sein sollten. So entstanden die schwarz-weißen Modelle, die jetzt die Reise um die Welt machen und obgleich für eine lebensmüde, um ihre stolzeiten Hoffnungen betrogene Frau bestimmt, von den hoffnungsfreudigsten jugendlichsten Erscheinungen getragen werden.

Auch die sonst alle grellen Farbtöne meidende Mäntel-Confection glaubt von der schwarz-weißen Mode-Ära Nicht nehmen zu lassen. Man sieht schwarze Sammetpaletots mit weißen, dicken Moirée-Passepoils umrandet, schwarze Pellerinenmäntel, deren Kraagen mit weißem Peluche eingefast sind, Capes von schwarzem Tuch mit weißen Passementerien und Grelots befestigt, reizende Taillenragen aus weißem Sammt mit Aufschlägen von schwarzem Moirée antique.

Im Allgemeinen entbehrt die Mäntel-Industrie neuer Ideen. Immer wieder Paletots, Capes, Pellerinen. — Sehr fecht sind die aus kaiserblauen Tuch gefertigten halbweiten Jacken — „Soldateska“ genannt — die mit Goldborten, Brusttaschen, Epaulettes ganz nach militärischem Muster gearbeitet werden und für schlanke, jugendliche Erscheinungen eine reizende Tracht bilden. — Die vor mehr als einem Jahrzehnt beliebten halblangen Sammt-paletots dürften — vorliegenden Modellen nach zu urtheilen — wieder ein Saisonartikel werden. Man füttert sie mit Changeant-Seidenstoff, befestigt sie mit Pelzrollen, Marabouts oder Fetgarnituren; die Schöße sind der Taille mittelst passepoilirtter Nath angefestigt, in Glockenfalten auslaufend, der Achselkragen gleichfalls en tuyen, rückwärts länger als vorn, fast pellerinenartig, nach oben hin mit voller Condorrüsche von schwarzen Spitzen oder Federn abschließend.

Die Regenmäntel, denen nach Auslage der Wetterpropheten mehr Verwendung bevorsteht, als unseren Modedamen lieb, sind mit gesticktem Schulterstück, hohen, weiten Keulenärmeln, breiten, gestickten Schärpen gefertigt. Die Länge entspricht der des Kleides; dieselben einfachen, nach Art der Hängeschürzen gefertigten Mänteln assortirt man große Pellerinenragen, die, warm gefüttert, den

leichten Regenmantel auch als Wintermantel gelten lassen. — Paletots werden zumeist aus poröswasserfesten Stoffen in den Nuancen Mouffe, Tegetthoffblau, Stahlgrau gefertigt; man stattet sie mit spitzen Capuchons, großen Taschen, weit abstehenden Ballonärmeln aus, denen breite Leder-, Sammt-, Passementerie-Stulpen assortirt sind. — Für Regenmäntel wird vielfach dänisches Leder als Besatz verwendet; die Patten, Knöpfe, Aufschläge, sind aus diesem Material gefertigt, mit dunklerem Sammt-Passepoil oder Stepperei umrandet.

Eine neue Paletotform, „Corso“ genannt, zeigt rückwärts kurze, in Harmonikaforn aufgestellte Schößtheile, vorn lange, schamartig herabhängende, gestickte Enden, die unten mit handbreiten Chenillefransen abgegrenzt werden. Der „Corso“ ist mehr eine Tracht für ältere Damen, wird dementsprechend aus schweren Seiden-, Sammt- oder Chinesestoffen gefertigt, auch mit Seidentressen oder en relief gestickten Bordüren garnirt.

Die Herbstmode verlangt, daß der Hut in Styl und Farbe mit dem Paletot, eventuell Mantel, übereinstimmen. Unsere größeren Confections-Geschäfte haben denn auch zumeist Ateliers für das Puffsch ab eingerichtet, in denen jene petits riens geschaffen werden, die so viel kosten und nach so wenig aussehn, daß man sich oft verwundert fragt, worin denn der Werth eines solchen Hütchens bestehe. Das ganze, zu solchen modernen Capotes verwendete Material kostet vielleicht 6—8 Gulden und der Preis beziffert sich nicht selten auf 50—60 Gulden.

Capotes werden jetzt vielfach mit aufgeschlagenem, aus Sammtfedern mosaikartig zusammengefügtem Diadem gefertigt, nach den Ohren zu länger, rückwärts mit Einschnitt, dem dann die nach vorn zunehmenden Kinnbänder eingestekt sind. — Eine eigene Specialität sind die aus Käferflügeln zusammengefügten Tocques; sie schillern in allen Farben, lassen sich auf den ersten Blick gar nicht bezüglich ihrer Provenienz erkennen, wirken aber, nachdem man das Material gefachtet, um so interessanter; oder soll man — vom thierfreundlichen Standpunkte ausgehend — dieser Mode-Industrie nicht nur kein Interesse entgegenbringen, sondern sogar gegen dieselbe Front machen?

Die Thierschutzvereine bekämpfen das Tragen der Federn seit Jahrzehnten; leider ohne Erfolg. Ob sie auch gegen das Tragen von Käferflügeln Stellung nehmen, ist abzuwarten; wie viele Hunderte Käfer müssen herhalten, bis man das Material zur Beflebung eines einzigen Hutes erhält! Viele Käfer sind allerdings schädlich, es ist vielleicht sogar von Nutzen, wenn man ihnen den Lebensodem ausbläht, viele aber haben, wie winzig sie auch sind, im Weltenganzen eine Aufgabe zu erfüllen und somit einen Anspruch auf Schonung.

Von dem jüngst in Paris unter Curatel gestellten Herzog von Talleyrand, der sich gern als erster Modelöwe der Seinestadt gerirte, erzählt man, daß er für seine Gemahlin ein Duzend solcher aus Käferflügeln zusammengefügten Hüte bestellte, deren Werth sich auf mehr als 1000 Francs bezifferte. Der Herzog selbst trägt seine Hüte, wie ehedem König Ludwig von Baiern, mit Brillanten garnirt, in den Cravaten große Brillant-Broches, die Schirmgriffe mit Brillanten und Perlen pavirt; dabei zählt der gute Herr 64 Jahre; Alter schügt bekannlich vor Thorheit — nicht.

Ida Barber.

Die Franzosen in Berlin.

Fast neunzig Jahre zurück liegt die Zeit, von der hier erzählt wird; aber es scheint nicht unnütz, heute, wo fast jeder Tag ein Erinnerungstag an eine glorreiche That unserer unergleichlich braven Armee ist, die vor 25 Jahren den Feind von unseren Grenzen hielt und in das Herz seines Landes vordrang, daran zu erinnern, daß wir einst denselben Feind im Herzen unseres Landes gehabt und schwere Prüfungstage verlebt haben, bis das geknechtete Land und Volk sich selbst wieder fand und das Joch der Eroberer von sich schüttelte. In seinem „Berliner Hiltorienbuch“ schildert der als Hofrath 1874 zu Berlin verstorbene Georg Hefel den Einzug der Franzosen in Berlin, wie er sich am 27. Oktober 1806 vollzog, in folgender Weise:

„Mit gefurchter Stirn und trübem Blick trat der Altmeister des Fleischergewerks gegen 9 Uhr Abends am 27. Oktober 1806 in seine Wohnung in der Kanonienstraße.

„Na, wie ist's, Vater?“ rief ihm seine alte, aber noch immer runde, rothwangige Gehälte ängstlich neugierig entgegen.

„Wie steht's, Vetter?“

„Wie ist's, Meister?“

„Sprechen Sie doch, Herr Meinert!“



So rang es rings um den Eingetretenen; der aber schüttelte unwillig mit dem Kopfe und legte Hut und Rohrstock bei Seite, dann erst sprach er gewichtig:

„Schlimm ist's, schlimmer steht's am schlimmsten geht's; ach unser armer König, unsere arme Königin!“

Ein tiefer Schmerz malte sich auf den Gesichtern aller Anwesenden und die weichherzige Meisterin weinte helle Thränen.

„Ja,“ fuhr der Meister fort, „immer dicker wird die Einquartierung; sie sagen, es käme noch ein Marschall mit seinem Corps in die Stadt; im Lustgarten haben sie die Stangen weggebrochen, damit die Garde vor dem Fenster des französischen Kaisers paradieren kann; im Zeughaus, daß sich Gott erbarm, da steht's aus: Eine Feldschmiede haben sie drin errichtet, und der Rauch dampft aus allen Fenstern heraus; die lieben Kirchen liegen voll Barlewuhs, und das Vieh frist seinen Haber vom Altar. Wie wir heute früh vor den Fürsten Hagfeldt gefordert wurden, da hatte der Fürst einen Brief von dem Commandanten, General Sulin, worin dieser verlangte, heute Abend müsse die ganze Stadt glänzend erleuchtet werden, weil heute der Kaiser in Berlin einziehe, der Wohlthäter des Menschengeschlechts und der Freund des Friedens.“

Der alte Bürger machte eine bezeichnende Pause, dann fuhr er fort: „Um zwei Uhr standen wir schon, der ganze Magistrat und alle Beamte und die Schützengilde in ihrer Uniform am Brandenburger Thor, um den französischen Kaiser zu empfangen — so hatte es General Sulin befohlen, und wir mußten gehorchen. Mutter, wie ich so dastand und an den alten Fritz denken mußte, da kam mir das salzige Wasser in die Augen, und rings um mich herum sah ich nichts als die bleiche, ängstliche, betäubte oder zornige Gesichter. Unser König kommt doch siegreich zurück, sagte ich zu dem Stadt Syndikus, der neben mir stand.“ „Ja, er kommt siegreich zurück!“ antwortete mir der, und das ist jetzt mein Evangelium. Rings um uns war alles voll französischer Soldaten, und in langen Bügen trabten die französischen Kürassiere an uns vorbei, die sich rechts und links auf der Chaussee aufstellten vom Thor bis an den Stern. Es waren zehn Regimenter von den Divisjonen Ransouty und d'Hautpoult. Wie sie vorüber ritten, denk' Euch, da schrie der alte Kriegs- und Domainenrath Kraus mit einem Male laut: „Das sind dieselben Krauzosen, die der alte Fritz bei Hofsbad jagte!“ Die um den Kriegs- und Domainenrath standen, drückten ihm herzhaft die Hand. Endlich wirbelten die Trommeln und das Spiel wurde gerührt. So was, wie eine Schwadron Reiter jagte durch's Thor; sie waren wie Türken angezogen, das waren die Mameluden des französischen Kaisers, die er sich aus Egyptenland mitgebracht; dann kam der Marschall Lefebvre und hinter ihm die Jäger und Grenadiere der Fußgarde. Was wahr ist, wunderschöne Soldaten, garnicht so, wie die kleinen, zerlumpten Kerle, die erst hier einmarschirten; hinter ihnen aber kam der Kaiser. Ein kleiner Mann auf einem hohen Pferde, mit einem gelben Gesicht, in grüner Uniform, sah so zu Pferde gar nicht besonders aus. Der Stadt Syndikus erklärte mir die Andern, die hinter dem Kaiser ritten. Das waren der Generalquartiermeister Berthier, die Feldmarschälle Davoust, Angereau und Bessières, der Großmarschall Ducoc und der Oberstallmeister Caulaincourt. Hinter dem Kaiser kamen die Jäger und Grenadiere seiner Garde zu Pferde. Unter dem Thor hielt der französische Kaiser einen Augenblick und der General Sulin sprach einige Worte. Bonaparte antwortete nicht, sondern winkte nur mit der Hand. Darauf jagte der Großmarschall Ducoc in vollem Galopp die Linden hinunter, General Sulin aber setzte sich an die Spitze des Juges und führte seinen Kaiser nach dem Schlosse. Wir alle mußten mit im Zuge, es war ein großes Gedränge; aber es herrschte eine tiefe Stille, wie bei einem Leichenzuge. Zumeilen schrien einige Leute, die General Sulin, wie der Herr Stadt Syndikus für bestimmt sagte dazu für theures Geld gemietet hatte: „Es lebe der Kaiser!“ Der Klang war erschrecklich dünn, besonders wenn die Grenadiere und Garden dann mit dem brausenenden Aufe: „Vive l'empereur!“ antworteten. Die Fenster unter den Linden waren dicht mit Frauen besetzt, die meisten meinten und trockneten ihre Augen mit den Tüchern. Denn sie hatten alle weiße Tücher in der Hand; General Sulin hatte dem Fürsten Hagfeldt nämlich befohlen, er solle dafür sorgen, daß in den Fenstern gepuzte Frauen ständen, die dem Kaiser mit weißen Tüchern entgegenwinkten. So zog Bonaparte in Berlin ein. Am Lustgartenportale stieg er vom Pferde, und der Großmarschall Ducoc führte ihn nach den Gemächern Sr. hochseligen Majestät des Königs Friedrich Wilhelm II., die für ihn in Bereitschaft gesetzt waren. Wir standen während dieser Zeit unten im Hofe, die Herren Minister und Präsidenten ebenfalls. Nach einer Stunde etwas wurden wir hinausgeführt. Ich habe nur nicht alles verstanden, was der französische Kaiser sagte; aber das weiß ich, daß er ganz anders war als ein ordentlicher König: Er schalt, er schimpfte, wir fürchteten uns; zu dem Herrn Fürsten von Hagfeldt sagte er: „Ich kann Sie nicht brauchen, gehen Sie auf Ihre Güter.“ Gegen unsern König und unsere Königin aber ließ er Worte aus, die er vor Gott nie verantworten kann, wir konnten es kaum ertragen. Mutter, das war die schwerste Stunde meines Lebens, und der Herr Polizey-Kräsident sagte leise zu mir: „So einen giftigen Mann habe ich mein Lebtag nicht gesehen.“ Der Kaiser gab nun eine Menge von Befehlen; der ganze Magistrat ist abgesetzt; na, ich habe nichts mehr gehört, ich bin mit den Andern auf's Rathhaus gegangen, wo wir allerlei neue französische Einrichtungen haben machen müssen.

Zweitausend Bürger von Berlin mußten aus ihrer Mitte sechzig Personen wählen, die sind nun unser Magistrat. Eine sogenannte Stadtgarde haben sie auch eingerichtet, die soll nun an Stelle der Gendarmen Dienst thun. Wird sich darüber Niemand mehr freuen als die Spitzbuben. Die befohlene Illumination ist übrigens sehr traurig ausgefallen; als ich hierher ging, habe ich sie befehen, in ein paar Häusern, um's Schloß herum, sind gerade so viele Lichter angezündet, daß man sehen kann, daß keine Illumination ist.“

Soweit der Gesellschaftliche Bericht des wackeren Patrioten, Altmeyers Friedrich Wilhelm Meinerd, von welchem letzterem wir noch nachtragen können, daß er den Jammer nicht lange zu ertragen brauchte. Er starb am gleichen Tage wie seine Ghefrau, und sie hatten letztwillig verfügt, daß man sie in grünen Särgen begraben solle, dieweil sie von dieser Welt abschieden mit der festen Hoffnung, daß der fromme König und die fromme Königin doch wieder siegreich hieher kehren müßten in ihre treue Stadt Berlin. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht durch die Stadt, und als man aus dem Hause in der Kanonierstraße die grünen Säрге hinaustrug nach dem Gottesacker vor dem Halle'schen Thore, da folgten Tausende nach; denn Jeder wollte zeigen, daß er gleiche Hoffnung trage wie die Aelteren in den grünen Särgen.

Vom Büchertisch.

— Zur Schul-Entlastung der landwirthschaftlichen Betriebe. Unter diesem Titel ist im Verlag von Wilhelm Möller-Berlin S. 42, eine Broschüre erschienen 8°, Preis 50 Pfg.), die wir unsern Lesern nicht warm genug empfehlen können. Der Verfasser dieser Schrift, Dr. C. A. Baltzowski, behandelt in seiner klaren, leicht verständlichen Art die Frage, wie am zweckmäßigsten eine Schulbefreiung angesichts des gegenwärtigen langwierigen landwirthschaftlichen Nothstandes auch der hochverschuldeten Landwirthe herbeigeführt werden kann. Er gelangt auf Grund eines umfangreichen, unmittelbar aus dem praktischen Leben geschöpften Thatsachenmaterials zu Vorschlägen, welche die ernsteste Beachtung verdienen und von der königlichen Staatsregierung bei einigem guten Willen durchgeführt werden können. Da diese Vorschläge zu der jetzt mehr als zeitgemäßen Diskussion über die Hebung der landwirthschaftlichen Nothlage neues, sehr beachtenswerthes Material bringen, so können wir die Broschüre nicht nur unsern landwirthschaftlichen Lesern, sondern auch Allen, die für das Gedeihen des landwirthschaftlichen Gewerbes Verstandnis und Interesse haben, nur dringend empfehlen.

— Ein kleines, aber für Handel und Verkehr äußerst wichtigen Hilfsmittel gelangt mit „Meyers Deutschem Verkehrslexikon“ (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien) soeben auf den Büchermarkt. Es ist ein Nachschlagebuch über alle deutschen Post-Telegraphen-, Eisenbahn- und Schifffahrtsstationen und führt in alphabetischer Anordnung sämmtliche deutsche Orte auf, in denen eine solche Verkehrsstelle eingerichtet ist. An welcher Wasserstraße die Schifffahrtsstationen, an welcher Eisenbahn die Bahnhaltstellen liegen, ob die Verkehrsämter das ganze Jahr hindurch oder nur zeitweise geöffnet sind, ob der Telegraph beschränkter oder unbeschränkter Tagesdienst hat, das führt das „Verkehrslexikon“ ebenso an, wie es die geographische Lage der einzelnen Orte, die Adressen der Bahnverwaltungen u. s. w. nachweist — alles aber in äußerst übersichtlicher und einfacher Weise. Ein Verzeichniß der wichtigsten überseeischen Postdampfschifflinien und der Kabelverbindungen, eine Tabelle der schiffbaren Wasserstraßen, eine Zusammenstellung der Eisenbahnen in Deutschland gehen dem alphabetischen Teile voraus. Der Hauptwert von „Meyers Deutschem Verkehrslexikon“ liegt darin, daß es schwer zugängliche und nur einzeln zu erlangende Angaben nach amtlichen Material zu einem Ganzen vereinigt, das dem großen Publikum zu dienen bestimmt ist. Das praktische Handbuch, das alle Jahre mit den inzwischen eingetretenen Veränderungen neu erscheinen soll, dürfte in keinem Hotel, bei keinem Kaufmann oder dessen Reisenden, Expediteur, Rechtsanwalt u. s. w. fehlen. Der Preis für das gut ausgestattete, kartonirte Werkchen beträgt 1 M. 50 Pf.

— Der große deutsch-französische Krieg von 1870—71. Für das Volk und die Jugend erzählt von Wilhelm Buchner. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. Preis 75 Pfg. In Partien, besonders für Schulbehörden beachtenswerth, bedeutend billiger. — Trotz der großen Zahl von mehr oder minder umfangreichen Werken über den deutsch-französische Krieg läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein Buch wie das vorliegende, das jetzt, wo sich ganz Deutschland zur Jubelfeier rüftet, gerade zur rechten Zeit erscheint, einem dringend gefühlten Bedürfnis entgegenkommt. Es ist in erster Linie für die Jugend bestimmt und sodann für diejenigen, welche sich über den Verlauf des ruhmreichen Feldzuges zu orientiren wünschen, ohne zur Lectüre größerer Werke die nötige Zeit zu besitzen. Obgleich der gewaltige Stoff auf 148 Seiten behandelt werden mußte, hat sich der Verfasser doch nirgends zu einer trockenen, schematischen Aufzählung der Ereignisse verleiten lassen. Im Gegentheil, die Buchner'sche Schrift ist überaus lebendig und fesselnd geschrieben, so daß jedermann an der Lectüre derselben Freude haben wird. Beigegeben sind dem Buche ein hübsches Chromobild, Kaiser Wilhelm I. darstellend, und eine übersichtliche Karte des Kriegsschauplatzes. Zum besseren Verständniß dienen außerdem mehrere dem Text eingedruckte Kartensizzen. Die äußere Ausstattung des Werkchens ist eine vortreffliche.

Verantw. Redakteur: Dr. Walthar Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.